
Julia Kristeva

Die Revolution der
poetischen Sprache

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp

Redaktion: Günther Busch

Julia Kristeva, geboren 1941 in Bulgarien, arbeitet und lehrt in Paris. Zuletzt erschien von ihr in der edition suhrkamp *Geschichten von der Liebe* (es 1982).

Unter den französischen Sprachwissenschaftlern und Semiologen ist Julia Kristeva wohl die unbequemste Denkerin: sie ist der theoretische Kopf der *Tel Quel*-Gruppe. Ihre Studien zur literarischen Textanalyse und zur Semiotik (drei Aufsätze von ihr enthält der Band *Textsemiotik als Ideologiekritik*, es 796) haben weit über Frankreich hinaus auf die Entwicklung neuer Methodologien und Vorstellungen in den Kultur- und Sozialwissenschaften Einfluß genommen. Mit dem vorliegenden Buch erscheint nun zum ersten Mal eine ihrer programmatischen Hauptarbeiten in deutscher Übersetzung: eine Untersuchung der Symbolstrukturen. Ausgehend von der Poesie Lautréamonts und Mallarmés und von Erkenntnissen Freuds und Lacans versucht Julia Kristeva, die »Logik subjektiver Rede« neu zu formulieren, die Sprache als »Praxis des Subjekts« zu bestimmen. Die sprachlichen Neuerungen der literarischen Avantgarde am Ende des letzten Jahrhunderts gelten ihr als *ein* Indiz dafür, daß (und wie) sich zwei »Träger signifikanter menschlicher Praxis«, Sprache und triebbewegter Körper, in ein widersprüchliches Verhältnis zueinander setzen, das seinen besonderen Ausdruck entweder in der Anlehnung an die geschichtlich vorgegebenen Symbolsysteme oder in der Auflehnung gegen sie findet – das in seiner »symbolischen Einheit« bedrohte Subjekt flüchtet sich in die Identifizierung mit der herrschenden Wirklichkeitsdeutung oder trägt die Bedrohung in den gesellschaftlichen Prozeß hinein. In dem Buch von Kristeva zeichnen sich die Umriss einer Theorie der Kultur ab, die Sprachgeschichte und Erfahrungsgeschichte zusammenbindet.

Julia Kristeva
Die Revolution der poetischen Sprache

Aus dem Französischen übersetzt
und mit einer Einleitung versehen
von Reinold Werner

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe:
La révolution du langage poétique

edition suhrkamp 949

© Edition du Seuil, Paris 1974

© der deutschen Ausgabe: Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1978

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz in Linotype Garamond.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-10949-6

Inhalt

Reinold Werner
Einleitung 7

Vorwort 26

I. Das Semiotische und das Symbolische 32

II. Negativität oder Verwerfen 114

III. Das Heterogene 171

IV. Die Praxis 194

Anmerkungen 229

Einleitung

»[. . .] nicht das Ich ist das von sich selber unterschiedene, sondern seine Natur ists, in der es sich als getriebenes so verhält.« (Hölderlin, *Über die Verfahrensweise des poetischen Geistes*, in: *Werke*, Insel, Bd. 2, p. 618)

In zahlreichen Artikeln, die in den sechziger und siebziger Jahren erschienen sind, vor allem in den einzelnen Nummern der Zeitschrift *Tel Quel* und – zusammengefaßt – in den Bänden *Σημειωτική* und *Polylogue* (1969 und 1977), hat Julia Kristeva versucht, der Semiotik einen neuen wissenschaftstheoretischen Status zuzuweisen, der den wesentlichen, im sogenannten »Strukturalismus« gewonnenen Positionen Rechnung trägt, auf ihnen aufbaut und sie weiterentwickelt.

Eine solche Feststellung wäre an einem anderen Ort nichts weiter als eine bloße rhetorische Figur, die den Rahmen mitteilt, in dem alle weiteren Erläuterungen zu sehen sind; sie wäre einleitendes und insofern auch leitendes Stichwort. Nun verhält es sich aber in diesem Kontext mit seinen Informationsvoraussetzungen so, daß das »Stichwort« ein »Schlagwort« (Strukturalismus) enthält, welches – übrigens weitgehend negativ besetzt – zu Mißverständnissen, Polemiken, zu vordergründiger Neugier und voreiligem Überdruß, zu Ungeheimtheiten und intelligenten Auseinandersetzungen geführt hat, kurz: das zum schlecht verdauten Zankapfel wurde.¹ Darauf hinzuweisen hat hier Sinn, weil im folgenden versucht werden soll, bei der Erläuterung einiger wesentlicher Begriffe Kristevas die Voraussetzungen dafür mitzudenken, daß die – sagen wir es noch einmal metaphorisch – die »verbotene Frucht« (Strukturalismus) zum »Zankapfel« geriet. Nur so scheint auch eine der Orientierung dienende Vermittlung möglich zu sein, die sich nicht als Versöhnung begreift. Keineswegs geht es jedoch darum, im Detail die Standorte des Strukturalismus bis hin zum neuerdings kreierte »Poststrukturalismus« zu resümieren, geschweige denn, die Diskussion

zwischen Strukturalisten und Nicht-Strukturalisten noch einmal aufzurollen.

I.

Julia Kristevas Aufsätze und Bücher sind hierzulande inzwischen nicht mehr ganz so unbekannt wie noch vor einigen Jahren. Selbst einem Erfahrungsbericht wie der auch ins Deutsche übersetzten *Chinesin*² läßt sich entnehmen, wo das theoretische Hauptinteresse der Autorin liegt, nämlich im Grenzgebiet dessen, was Sprache als symbolisches, gesellschaftliches System leistet oder nicht leistet (z. B. als »Umgangssprache«), was ihren sozialen und asozialen Wert ausmacht, was ihr Zufall und was ihr Abfall ist (als »Literatur« z. B.). Es geht ihr – auch im Kantischen Sinne – um die Kritik des Wissens und der Praxis von bzw. mit Zeichen und Sinn. Will man in dem so umschriebenen Programm Kristevas und den theoretischen Leistungen, zu denen es geführt hat, einen Fixpunkt oder einen methodologischen Ausgangspunkt nennen, so wird man zweifellos auf den *Text-Begriff* verwiesen, der in seiner Entwicklung, Erweiterung und Bereicherung im Laufe der Jahre gleichzeitig die theoretischen, ideologischen und politischen Positionswechsel der Autorin reflektiert.

Was unter *Text* bis zu der Zeit zu verstehen war, da die im vorliegenden Band übersetzte Arbeit in Angriff genommen wurde, läßt sich am besten dem Aufsatz *Le texte et sa science* entnehmen, der die in *Σημειωτική* versammelten Studien einleitet und eine Art Bestandsaufnahme des bis dahin entwickelten Theoriekomplexes darstellt. Dem zufolge ist der Text in seiner Grundbestimmung *Praxis: Arbeit* an der Sprache, mit der Sprache, in der Sprache – »faire de la langue un travail – ποιεῖν«.³ Wenn Sprache im Sinne von »langue« entsprechend der Saussureschen Unterscheidung ein differentielles System ist, das aufgrund seiner Differenzen bzw. Differenzierungen eine sinnbildende Funktion hat, so ist mit dem von Kristeva formulierten Aspekt der *Arbeit* an, in und mit diesem System eine neue Position zu ihm gemeint, eine andere: sowohl des Subjekts, das im allgemeinen sich seiner »umgangssprachlich« bedient, als auch des Wissenschaftlers, der es untersucht. Aufgegeben wird die Position, die eine »ideale« (sprich: ungewußte und unbewußte) Distanz zur Sprache

unterhält, damit sie als Kommunikationsmittel funktionieren kann; gleichzeitig wird die dazu komplementäre Position aufgegeben, welche die Sprache als geschlossenes Objekt betrachtet und analysiert, das heißt eine ebenso ideale Distanz zu ihr einhält, um sie vorstellen und gliedern zu können, ohne also den so beschriebenen Standort in seiner Notwendigkeit des Ausschließens und Distanzierens zu reflektieren. Der Text – bzw. die *Praxis des Textes* – dagegen definiert sich geradezu durch die Aufhebung einer solchen idealen Distanz.

Bevor die spezifische Bewegung einer solchen Aufhebung erläutert wird, einige Worte zum Praxis-Begriff: Er ist unter zwei Aspekten zu sehen: einmal durchaus als gesellschaftliche Praxis, etwa vergleichbar mit der Bestimmung, die Althusser diesem Begriff gegeben und die so manchen Marxisten unsicher gemacht hat, weil mit ihr Praxis auch auf einen nicht »substantiellen« Gegenstand (in diesem Falle: Sprache) bezogen werden konnte. Althusser erkannte die ideologische, künstlerische, theoretische Arbeit als spezifische Praxisformen an, in denen mit einem je spezifischen *Rohmaterial* gesellschaftlich gearbeitet wird. Auf das »Rohmaterial« der Textpraxis kommen wir noch zu sprechen. Ganz im Sinne von Althusser jedenfalls bezeichnet Kristeva die Arbeit an und mit dem Zeichen, sei es theoretische, künstlerische oder eben Text-Arbeit, als »signifikante« (sinngebende) Praxis.⁴

Daneben oder darüber hinaus – man denke an die Bruchstelle, an den Einschnitt, den Althusser zwischen der Vorgeschichte einer Wissenschaft als Praxis und der Zeit ihres Durchbruchs, ihrer Konstituierung angenommen hat – ist der Text insofern Praxis, als er einer neuen Struktur angehört (er bricht das »Umgangssprachliche«, die Sinnhaftigkeit grammatischer Sprache auf), als er die »Besonderheiten« einer Struktur, der Sprache, neu verteilt. »Dieser Veränderungspunkt«, schreibt G. Deleuze, »definiert genau eine Praxis oder vielmehr den Ort selbst, an dem sich die Praxis einrichten muß.«⁵

Der Rohstoff, den die Textpraxis bearbeitet, ist das signifikante Material, sind die Signifikanten: »die Klangspur, die Saussure zufolge den Sinn umgibt, ein Signifikant, den man sich hier auch in dem Sinne vorzustellen hat, den ihm Lacans Analyse gegeben hat.«⁶ Dieses signifikante Material ist selbstverständlich Teil des Textes selbst, das heißt, in seiner Praxis

kehrt der Text zu sich selbst zurück, und insofern nimmt er unter allen denkbaren und existierenden signifikanten Praktiken, die sich in jeweils spezifischer Weise der Verdoppelung Signifikant–Signifikat verdanken, eine Sonderstellung ein. Er ist die sinngabende Praxis, die die Gründe des eigenen Werdens, die Bedingungen ihrer Produktion – Sinnproduktion – zurückverfolgt und ausspricht. Arbeit in der Sprache bedeutet dem zufolge Arbeit des Textes an sich selbst (an der Sprache) und mit den Elementen von Sinn in diesem Selbst, das auch Subjekt genannt werden kann. Man hat sich das Verhältnis zwischen Text, Subjekt und Sinn als topologisches vorzustellen, ganz entsprechend der strukturalistischen Tradition, die seit Lévi-Strauss den »Orten« einen sinnbildenden Wert zuspricht, ausgehend von der Stellung der strukturalen Elemente in ihrem topologischen Raum. Im Falle des Textes sind die Signifikanten die Strukturelemente, die sich um einen Ort gruppieren, der »Subjekt« heißt. Doch muß nicht unbedingt der traditionelle Strukturalismus bemüht werden, um den Sachverhalt von Text und Subjekt zu klären. Aus einer dem nicht-strukturalistischen Denken gemäßerer Sicht ließe sich, ohne Kristevas Begrifflichkeit zu verletzen, sagen: der Text ist als signifikante Praxis auf ein Subjekt zugeschnitten, das ihn im Sinne eines physisch-biologischen Agenten trägt, bevor sich der Text im signifikanten System objektiviert, bevor er also den Sinn repräsentiert, dessen Bildung er verfolgt hat und an der er teilgenommen hat. Man könnte auch sagen – ganz im Sinne des Marx'schen Arbeits-Begriffs – Text und Subjekt erzeugen sich gegenseitig oder, noch einfacher, das Subjekt, bevor es wieder wird, geht im Text unter – »die Sprache zu bearbeiten, impliziert einen Vorstoß bis hin zum Keim, in dem der Sinn und sein Subjekt zum Vorschein kommen«⁷ –, es verliert sich im Text und folgt als solches – topologisch gesehen – der Leerstelle, die in der Struktur bzw. im signifikanten Material zirkuliert und auf die hin die Signifikanten Verhältnisse eingehen und schließlich bedeutet werden. In diesem Sinne ist das Subjekt des Textes das strukturalistische Subjekt par excellence, von dem Deleuze sagt: »Der Strukturalismus ist keineswegs ein Denken, welches das Subjekt beseitigt, sondern ein Denken, welches es zerbröckelt und es systematisch verteilt, welches die Identität des Subjekts

bestreitet, es auflöst und von Platz zu Platz gehen läßt, ein Subjekt, das immer Nomade bleibt, aus Individuationen besteht, aber aus unpersönlichen, oder aus Besonderheiten, aber aus vorindividuellen.«⁸ Eben diese vorindividuellen Besonderheiten bestimmt Kristeva in ihrer vorliegenden Arbeit als triebhafte: als Triebstrukturen, die jedem symbolischen, signifikanten Akt gleichzeitig zugrunde liegen und sich in seine strukturierte Gestaltgebung auf der Repräsentationsebene einschreiben.

Die ideale Distanz zur Sprache, von der die Rede war und die das Subjekt in der Textpraxis aufgibt, wird bei der Bearbeitung des signifikanten Materials übersetzt in die Loslösung des arbeitenden Subjekts vom diskursiven Sinnsprechen; das Subjekt muß also, bevor es in die »vertikale Dimension« der Sprache quasi eintaucht, den Automatismus syntaktisch geregelter Kommunikationssprache aufbrechen und damit die ganze Kategorialität der Grammatik sprengen. Die Auflösung der gesellschaftlich und geschichtlich, das heißt: der real gegebenen semantischen, grammatischen und syntaktischen Vorlagen erst führt das Subjekt dem Rohmaterial der Sprache zu, das seinerseits das Subjekt mit Sinn und Identität versorgt. »Wir bezeichnen als *Sinngebung* (*signifiance*) jene *Arbeit* der Differenzierung, Schichtung und Gegenüberstellung, die in der Sprache (*langue*) praktiziert wird und die auf der Linie des sprechenden Subjekts eine kommunikative und grammatikalisch strukturierte Signifikantenkette deponiert.«⁹ Es ist diese Bewegung der *Sinngebung*, diese Arbeit, die der Text als außerordentliche Praxis aufdeckt und vollzieht, indem er das Material jener Arbeit in seiner Unendlichkeit und Bedeutungslosigkeit freilegt.

Das heißt allerdings nicht, daß der Text einen wie auch immer gesetzten »Ursprung« der Sprache, ihr Erstes, aufspüre; Sprache, wie Kristeva sie begreift, ist weder »Haus des Seins« noch »Sage« (Heidegger), ist nicht die Möglichkeit der Transzendierung zur Begründung des Grundes und schon gar nicht reduzierbar auf ein a priori strukturiertes und vom sprachbegabten Sprecher/Hörer abrufbares Interaktionsmedium: »Ohne am ›Ursprung‹ der Sprache zu sein, schaltet der Text selbst die Frage nach dem Ursprung [. . .] aus und gräbt in die Oberfläche des Sprechakts (*parole*) eine Vertikale, in der

sich die Modelle jener *Sinnggebung* suchen, die von der Repräsentations- und Kommunikationssprache nicht vorgetragen werden, auch wenn diese die Modelle markiert.«¹⁰

Ebensowenig stellt der Text als Praxis eine überzeitliche, anthropologische Konstante dar; er ist vielmehr an bestimmte geschichtliche Voraussetzungen gebunden, in die er allerdings selbst praktisch eingreift: ihm ist die »Revolution der poetischen Sprache« zuzuschreiben, die Kristeva für Frankreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts u. a. mit Lautréamont und vor allem Mallarmé (sozusagen als Vorläufer Freuds) ansetzt. Der Eingriff des Textes in die Geschichte, in das Reale, vollzieht sich in negativer Weise: indem er die Identifizierung der sinnvollen Kommunikationssprache mit der Geschichte als Vorstellung eines linearen Ganzen verhindert oder unterbricht, schafft er einen unendlichen Raum, in dem eine gebrochene Geschichte mit pluralen Zeitlichkeiten erscheint, die jeweils auf verschiedene gesellschaftliche und geschichtliche Praktiken der Sinnggebung verweisen.

Darin auf den ersten Blick der generativen Theorie Chomskys ähnlich, doch gänzlich verschieden von ihr (vgl. Kap. I.1. im vorliegenden Band), umfaßt die Texttheorie zwei Zeiten. In der ersten, der Zeit des *Genotextes*, findet die oben bezeichnete Arbeit der Oberflächenzersetzung statt, die das »Eintauchen« in die Kommunikationssprache und die Bearbeitung des signifikanten Materials ermöglicht. In einer zweiten Zeit, der des *Phänotextes*, führt der Text die Resultate seiner Arbeit auf die Ebene der Bedeutung – »der ausgesagte und mitgeteilte *Sinn* des Textes [des strukturierten Phänotextes] *spricht* und *repräsentiert* jene revolutionäre Handlung, welche die Sinnggebung ausführt [. . .]. Da, wo er bedeutet, in der hier und jetzt verschobenen Wirkung, wo er repräsentiert, nimmt er teil an der Bewegtheit, an der Umwandlung des Realen, das im Augenblick seiner Nicht-Geschlossenheit erfaßt wird. Mit anderen Worten: ohne ein unbewegliches Reales auf sich zu ziehen, vorzutäuschen, konstruiert er das bewegliche Theater seiner Bewegung, an der er mitwirkt und deren *Attribut* er ist.«¹¹

Den zwei Zeiten des Textes stehen zwei Aspekte gegenüber, auf die er ausgerichtet ist und deren Gewicht durchaus unterschiedlich sein kann. Auf der einen Seite orientiert sich der

Text am signifikanten System, in dem er sich erzeugt, auf der anderen Seite an den gesellschaftlichen Vorgängen, an denen er als Diskurs teilhat. Vorstellbar ist dem zufolge, daß unter bestimmten Bedingungen der zweiten Seite mehr Gewicht zukommt als der ersten, daß der Text also bei seiner Bearbeitung des signifikanten Systems dessen beiläufige ideologische Repräsentation relativ »intakt« läßt, wie Kristeva sagt – oder auch umgekehrt; beide »Register« werden in ihrer Funktionsweise als autonom beschrieben. – So gesehen, repräsentiert der Text nicht nur, sondern auch. Was er repräsentiert, ist seine Praxis, eine Praxis, die keinen Boden hat, auf dem z. B. ein intentionales oder transzendentes *ego* stünde; sie ist Grenze (Spur und Nichtspur), deren Verlauf oder Logik durch Sinngebung und Sinnzerstörung bestimmt ist, nach Maßgabe der Natur bzw. Materie und der menschlich-gesellschaftlichen Widersprüche, die in der Materie zur Sprache kommen, nach Maßgabe des Realen.

Zweifellos ist die Betonung des materiellen Aspekts von Sprache im Rahmen der Sinngebung (ihrer physiologischen Seite, der sich unter den Prämissen der Lacanschen Theorie die »Selbst«werdung alles in allem verdankt) geeignet, sie aus dem metaphysischen Zugriff zu lösen, in dem das abendländische Denken sie seit Aristoteles immer wieder gedacht hat. Denn nur Sprache als Materie begriffen kann zu ihrer Voraussetzung ein Subjekt machen, dessen Präsenz sich durch Gebrochenheit auszeichnet, ein Subjekt, das seine Gebrechlichkeit in der Textpraxis nachvollzieht, erkundet und produktiv macht. Ein solches Subjekt muß nicht in idealer Distanz bleiben, weil es etwa auf die stete Rekonstruktion der »in den sprachlichen Tätigkeiten tatsächlich verwendeten Verfahren«¹² eingeschworen wäre. Vielmehr schließt die Bestimmung von Sprache als Materie und/oder als gesellschaftliche Natur mit ein, daß ein Subjekt – wie das des Textes – seine Materie (Sprache) als Material angeht und damit an sich (an ihr) arbeiten kann, ohne seine geschichtliche und gesellschaftliche Vermittlung deswegen verleugnen zu müssen. Im Gegenteil, denn der Text spielt sein doppeltes Spiel, er spielt – siehe oben – auf zwei Registern: insofern er sich in die Materie der Sprache begibt, begibt er sich auch in die plurale, diskursive Geschichte, die ohne jene Materie nicht möglich

und nicht denkbar, erfäßbar, aussprechbar wäre; der Text setzt sich im Realen, das ihn erzeugt: »er nimmt Teil am umfassenden Prozeß der materiellen und historischen Bewegung, sofern er sich nicht – als Signifikat – darauf beschränkt, sich selbst zu beschreiben oder sich in subjektivistischer Phantasmatik zu verlieren.«¹³

Der Text ist in zweierlei Hinsicht ein Grenzfall: er ist als Praxis unendlich. Das heißt zunächst einmal, seine Praxis wird durch keinerlei *proton* gemäßregelt; sie kann nicht aufgehalten werden durch ein positives, mimetisch erreichbares Vorbild, allenfalls kann sie sich in der Bewegung des »Eintauchens« an einer Stelle aufhalten (in der doppelten Wortbedeutung), die im Phänotext dann als »subjektivistische Phantasmatik« (s. o.) identifizierbar wäre; in diesem Falle hätte sie sich an einer Stelle festgemacht, an der Ideologeme und Sinn noch beständig sind. Doch andererseits könnte der Text weitergehen – es ginge dann um die Erforschung der Sprachmaterialität als Grenze des gesellschaftlichen Subjekts, um die vorangetriebene Differenzierung semantisch-syntaktischer Möglichkeiten bis hin zum Unaussprechlichen als der Wegmarke sprachlicher und gesellschaftlicher Tabus. Wittgenstein erkannte ein solches Unaussprechliches an, allerdings im Mystischen, wo es sich nur noch zeigt.¹⁴ Kristeva dagegen schreibt dem Text die Fähigkeit zu, dieses Unsagbare einzuholen, und zwar im laufenden historisch-gesellschaftlichen Prozeß. Tatsächlich versteht sie Sinngebungssysteme wie Magie, Ritual und letztlich auch den Mythos, insofern sie dem »Körper« der Sprache zugewandt sind, als die historischen Vorläufer der Textpraxis, deren Voraussetzungen erst mit dem wissenschaftlichen Zeitalter geschaffen wurden. Von hier aus stellt sich dann die Frage nach dem Verhältnis des Textes zum »Diskurs des Wissens«, zu den Wissenschaften ganz allgemein: »Ohne sich dem wissenschaftlichen Akt entgegenzusetzen [. . .], aber weit davon entfernt, sich ihm anzugleichen, und ohne seine Stelle zu beanspruchen, schreibt der Text seinen Bereich außerhalb der Wissenschaft und durch die Ideologie hindurch als Sprachgebung (*mise-en-langue*) der wissenschaftlichen Notation ein.«¹⁵ Das heißt, der Text bringt zur Sprache, überträgt in die gesellschaftliche Sprache (*langage*) u. a. auch jene historischen Umbrüche der Sinngebung und/oder jene

Sprach- und Stilbrüche (in der Literatur z. B.), die durch den Wissenschaftsdiskurs mitgeprägt wurden. »Eine solche Übertragung ließe sich nicht ausführen – bzw. bliebe brüchig und in ihrer sinnlichen und subjektivistischen Distanz befangen –, würde sich die textliche Formulierung nicht auf gesellschaftliche und politische Praxis stützen, also auf die Ideologie der progressiven Klasse einer Epoche.«¹⁶

Wird also im Text die gesellschaftlich und herrschaftlich organisierte Diskursivität in Frage gestellt, so wird auch die Sozialität als solche in Frage gestellt. Das heißt, daß mit dem Text und in ihm die soziale Kommunikations- und Interaktionsstruktur als vertragliche zeitweilig aufgegeben und daß hinter ihre Gesetze zurückgefragt wird. Eines dieser Gesetze ist die Präsenz eines Bewußten (*ego*, Selbst, »Ich«), deren Spur sich im Text verliert, wenn dieser ihr nachspürt. Derridas grammatologische Kritik erfährt im Textbegriff eine praktische Ergänzung: wenn Schrift immer als Präsenz erscheint und die Differenz zwischen Absenz und Präsenz »spurt«, so kann diese *conditio* abendländischen Denkens als Differenz in die Materie der Sprache eingeschrieben werden, die sich in Gestalt sozialisierter Natur anbietet: »Der Text konfrontiert die Semiotik mit einer Funktionsweise, die ihren Platz außerhalb der aristotelischen Logik hat; er fordert die Konstruktion einer anderen Logik und treibt so den Diskurs des Wissens auf die Spitze – bis zum Exzeß; dieser ist infolgedessen genötigt, zu *weichen* oder sich neu zu denken.«¹⁷

Der Diskurs des Wissens – in der vorliegenden Arbeit Kristevas wird er in Anlehnung an Lacans »discours de l'universitaire« als die signifikante Praxis der *Metasprache* bzw. der *Kontemplation* spezifiziert – wäre gerade jene Denk-, Rede-, Schreibweise, die partout die Heterogenität ihrer Praxis als die ihrer eigenen logischen Voraussetzung verschweigt, verschweigen muß, will sie als eigene, identische und tradierte bestehen. Die ideologische Autarkie, die das wissenschaftliche Subjekt im Moment seiner Praxis immer noch für sich imaginär beansprucht, mag instrumentell einen notwendigen Wert haben, doch zweifellos einen systemimmanenten; das Subjekt einer solchen imaginären Autarkie ist in der Befangenheit seiner Praxis das Subjekt der gesellschaftlichen Arbeitsteilung: »Gesellschaftlich aber erscheint in der Konstitution von Me-

thode als deren Trennung von der Sache die Trennung geistiger und körperlicher Arbeit. Im Arbeitsprozeß war die Allgemeinheit methodischen Vorgehens Frucht von Spezialisierung.«¹⁸ Adorno merkt dazu an, daß ohne die »Gewalttat« der Methode Gesellschaft und Geist, Basis und Überbau kaum sich hätten bilden können. Der Text scheint diese »Gewalttat« in umgekehrter Richtung zu wiederholen, nachzuzeichnen, wenn man so will; er liest sich als Negation des methodologischen Wissenschaftsdiskurses und ergründet die Bedingungen von dessen Positivität, trifft also auf die Methodologie, indem er sie *auch* praktiziert, geht aber über sie hinaus, indem er sie negiert und ihr Anderes ausspricht, das, was sie zu verleugnen hat, um sich positiv setzen zu können. Der Text kann so als Zeugnis, als *Zeugenaussage* der gesellschaftlichen Arbeitsteilung gelten, denn er spannt den symbolischen Bogen, um auf die »Sache« zu treffen, die dem von der Spezialisierung »vereinnahmten« und vereinigten Subjekt entglitten ist.

Die »Sache« ist hier freilich – und Adorno hatte eine andere Vorstellung – die Sprache, und zwar ihr – wenn man so will – »Unterbau«, von dem aus sich das Subjekt konstituiert, bevor es noch den Spekulationen des ideologischen Überbaus anheimfällt. Anders ausgedrückt: die Sache ist hier das Signifikante. Was Adorno als verdoppelte Trennung postuliert, die von geistiger und körperlicher Arbeit und deren Reflex als die Trennung der Methode von ihrer Sache, wird von Kristeva im Lichte einer weiteren Trennung gesehen. Die Trennung von Signifikant und Signifikat, wie sie explizit von Saussure formuliert wurde, erhält bei Kristeva einen anthropologischen Status, der sich in der geschichtlichen Spezifizierung (im Kapitalismus nämlich) als Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit *äußert*. Aufgrund welcher Vermittlung?

Wenn man die Setzung des sprachlichen Subjekts als die notwendige Begegnung mit einem ersten, vereinigenden Signifikanten im »Spiegelbild« denkt, so gebietet die Logik dieser Setzung, die Trennung eines solchermaßen von seinem Spiegelbild getrennten »Ich« in der subjektiven Praxis, das heißt dann auch in der Praxis eines gesellschaftlich verankerten Subjekts, weiterzudenken. Sie besteht als Praxis tragende Trennung fort, schreibt sich in jeden gesellschaftlichen Widerspruch ein und trifft sich logisch mit jeder durch die gesell-

schaftlichen Widersprüche geschichtlich erzeugten Trennungsbewegung (Trennung von geistiger und körperlicher Arbeit, von Geschlechtsrollen, von Arbeitszeit und Freizeit usw.). Das heißt gleichzeitig, daß die Trennungspole als identifikatorische Signifikanten fungieren, die das Textsubjekt, welches an, in und mit den Signifikanten arbeitet, in ihrer (auch gesellschaftlichen) Entstehung und ihrer imaginären Funktion entlarvt und bloßlegt.

Als Abweichung von jeder symbolisch und gesellschaftlich sanktionierten Praxis hält sich der Text vorzüglich in Gefilden auf, die die Ästhetik für sich beansprucht, die aber über die Grenzen einer definitiv bestimmten Kategorie hinaus aufnahmefähig sind. Der Text ist *grundsätzlich* Abweichung, und in diesem Prinzip steckt seine durchaus ambivalente gesellschaftliche Wirkungskraft.

II.

Kristevas Text-Entwurf enthält ein eminent politisches Potential. Ein politisches Element besteht im Abbau der Dichotomie – oder sollte man sagen: eines Mißverhältnisses? –, welche die Sozial- und Sprachwissenschaften weitgehend beherrscht: zwischen dem Feld der Sexualität (sofern es überhaupt in Betracht gezogen wird) einerseits und handlungsbestimmter symbolischer Kommunikation andererseits. Wird eine Beteiligung des einen an der Konstituierung des anderen ins Auge gefaßt, wie bei Lorenzer etwa, so geschieht dies aus dem Blickwinkel einer Versöhnung beider. Und da, wo die »Sexualität« (gemeint ist der Bereich der Triebe oder des Begehrens) in der Theorie des symbolisch interagierenden, gesellschaftlichen Subjekts thematisiert wurde/wird, geriet/gerät sie zur Grundlage einer als befreiend entworfenen Sinnlichkeit ohne ein problematisches Unbewußtes, ohne Negativität (man denke an manche Theoreme, die den emanzipatorischen Ideen der sechziger und frühen siebziger Jahre zugrundegelegt wurden, etwa an die repressive bzw. nichtrepressive Sublimierung bei Marcuse¹⁹) oder aber zum neomystischen Ersatz für abhanden gekommene, profanisiertere und entmythologisierte religiöse Welten²⁰, kurz: zum Positivitätspfeiler, der helfen soll, das Gewicht einer durch und durch verwalte-

ten, technologisierten Alltäglichkeit zu tragen.

Tatsache ist, daß hierzulande Sozialwissenschaft und -philosophie – die Sprachwissenschaften und -philosophie, soweit sie den »subjektiven Faktor« wahrgenommen haben – zwar die Produktivität des symbolischen Subjekts ins Auge gefaßt, sie aber in letzter Instanz auf eine vom intentionalen Interesse geleitete, strukturierte und im identischen Handeln mündende Praxis zurückgeführt haben. Diese Verkürzung wäre nicht weiter bemerkenswert, würde nicht mit demselben Handstreich die Trieb- bzw. Wunschökonomie stillschweigend oder ausdrücklich aus der symbolisch-gesellschaftlichen Produktivität ausgeklammert oder in sie eingeklammert, ohne daß die Nachbarschaft beider näher differenziert würde.

Habermas hat sich die Verflechtung oder die Vermittlung von inner-natürlichen Widersprüchen und inner-kulturellen Widersprüchen besonders angelegen sein lassen. Insofern kommt er der zentralen These Kristevas nahe, die in der vorliegenden übersetzten Arbeit davon ausgeht, daß die vor-sprachliche, »natürliche« Trieborganisation, das *Semiotische*, in dialektisch widersprüchlichem Verhältnis zur sprachlichen Organisation, dem *Symbolischen*, steht – in einem Widerspruch, der das Subjekt konstituiert. Doch anhand eines Beispiels soll kurz der Abstand verdeutlicht werden, der wissenschaftstheoretisch und wissenschaftspolitisch beide Autoren trennt.

In seinem 1970 geschriebenen Aufsatz *Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik* (in: *Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze*, Frankfurt/M. 1973, p. 264-301) stellt Habermas zwei Arten von Sinnkonstruktion bzw. -rekonstruktion als Prinzipien der Metakommunikation vor: das hermeneutische Sinnverstehen, das sich auf ein hermeneutisches Bewußtsein stützt, wobei dieses Bewußtsein die Summe von Reflexionswissen darstellt, das heißt, den »reflektierten Gebrauch kommunikativer Kompetenz« als »Grundzüge der Sprache selbst« (p. 269) in Rechnung stellt, und zwar so, daß – im Sinne Gadamers – wir »das Gespräch, das wir sind«, nicht transzendieren können.²¹ Daneben tritt eine »tiefenhermeneutische« Sprachanalyse, da, wo sich »dieses hermeneutische Bewußtsein [. . .] als unzulänglich« erweist wie im Falle »systematisch verzerrter Kommunikation« (p. 277). Habermas begründet

die Kriterien für systematisch verzerrte Kommunikation aus dem hermeneutischen Bewußtsein selbst, das in einem solchen Falle die Grenzerfahrung macht, die erzeugten »Mißverständnisse als solche entdecken« zu können (p. 277), ohne sie allerdings zu begreifen.²²

Wir wollen hier näher auf das sogenannte *tiefenhermeneutische Verstehen* eingehen, weil es bei Habermas eine »vorsprachliche Symbolik« zu berücksichtigen hat, eine Schicht sogenannter *Paläosymbole*, die trotz aller vordergründigen Parallelen nicht annähernd mit dem als *chora* (Platon) bezeichneten vorsprachlichen Triebraum bei Kristeva übereinstimmt. Zwar läßt sich nach Habermas die ältere Symbolorganisation »nur anhand von Daten der Sprachpathologie und aufgrund der Analysen von Traummaterial erschließen« (p. 286), zwar schreibt Kristeva, daß man nur über die Logik des Traumes auf die semiotischen, triebhaften Prozesse und Relationen aufmerksam werden konnte²³; aber dann scheiden sich beider Argumentationen: mit der Symbolkonzeption und mit der, sagen wir, »klinischen« Bewertung der »vorsprachlichen Symbolorganisation« bzw. des »Semiotischen« bei Kristeva im Hinblick auf ein theoretisches Modell des symbolischen Subjekts.

Die begriffliche Koexistenz von »vorsprachlich« und »Symbol« bei Habermas ist – gemessen am Entwurf Kristevas – widersprüchlich: sie unterscheidet eine vorsprachliche *Funktionalität*, durch die das Verhältnis zwischen dem Körper und der Umwelt geregelt wird, von der symbolischen *Operationalität* im Sinne Piagets. Die Funktionalität oder das »Semiotische« geht der Setzung des Zeichens voraus, durch die sich erst ein Subjekt als symbolisches konstituiert.²⁴ Habermas indes sagt von den Paläosymbolen: »Dabei handelt es sich um verhaltenssteuernde *Symbole* und *nicht bloß um Zeichen*, denn die Symbole haben *echte Bedeutung*« (p. 286, Hvhg. v. mir, R. W.). Bedeutung wiederum ist bei Kristeva an die Nominalisierung und Prädikatisierung gebunden. Den gemeinsamen Merkmalen von Paläosymbolen einerseits und dem vorsprachlichen »Semiotischen« andererseits, etwa der Agrammatikalität, steht eine erhebliche Differenz gegenüber: die Konzeption der Paläosymbole ist eine empiristische unter dem Blickwinkel evolutionärer, genetischer Entwicklung, und in-